

PSYCHIATRIE

BLICKPUNKT

FILME

■ Mensch Grönemeyer



„Nichts dringt so tief in unser Bewusstsein wie die Musik.“ Herbert Grönemeyer (Foto: AOK) weiß, wovon er spricht – und deshalb sprach er zu den 470 Teilnehmern einer Magdeburger Tagung zur heilsamen Wirkung von Musik und Humor in Psychiatrie und Psychotherapie. Dort berichtete der Sänger, wie sehr ihm Musik und das Singen beim Bewältigen der schwersten Phase seines Lebens half. **Seite 14**

■ Zwischen Kraft und Krise



Vier Mal Gefängnis, drei Mal in psychiatrischen Kliniken, 23 Mal in Heilstätten für Nerven- und Gemütskranke bzw. Sanatorien – und dazwischen schrieb Hans Fallada fast 30 Bücher. Der Psychiater Klaus Jürgen Neumärker hat erstmals Berliner Krankenakten des Literaten gesichtet, der oft an psychischen Krisen litt und vor allem schwer süchtig – zwischenzeitlich aber auch immer wieder extrem leistungsfähig war. **Seite 3**

■ Harte Kost



Zwei Berlinale-Filme zeigten besonders harte Kost. „Härte“ von Rosa von Praunheim schildert die Geschichte von Andreas Marquardt (Foto): Vom Vater geschlagen, von der Mutter missbraucht, wird er selbst gewalttätiger Zuhälter, kommt ins Gefängnis – und wird Klient des Therapeuten Jürgen Lemke. Besonders verstörend für viele: „Daniels World“, ein Dokumentarfilm über das Leben eines Pädophilen. **Seiten 6 & 7**

Per Sozialberuf in die Altersarmut?

■ Studie warnt – Frauen besonders betroffen

Ausgerechnet Menschen, die sich ihr Leben lang um Alte und Kranke kümmern, stehen finanziell oft schlecht da, wenn sie selbst ins Rentenalter kommen. So droht gerade den Beschäftigten in sozialen Berufen einer aktuellen Studie der Hans-Böckler-Stiftung zufolge Altersarmut. Ein Grund ist die hier besonders weite Verbreitung von Teilzeitarbeit. Betroffen sind insbesondere Frauen.

DÜSSELDORF (epd/hin). Ob Sozialarbeiter in einer Suchthilfeeinrichtung oder Angestellte eines Pflegegedienstes: Manche Beschäftigte im Sozialbereich werden spätestens am Ende ihrer Erwerbstätigkeit damit konfrontiert, dass sie nicht von ihrer Rente leben können. Sei es, dass sie schlecht bezahlt wurden, sei es, dass sie nie Vollzeit gearbeitet haben oder erst spät in eine reguläre Berufstätigkeit eingestiegen sind. Und so geht der Trend dahin, auch als Rentner irgendwie noch weiterzuarbeiten, etwa auf Minijobbasis.

Die Forscher des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts

(WSI) der Hans-Böckler-Stiftung untersuchten für ihre Studie reale Verdienste, Studien zur Lebensarbeitszeit und die Verbreitung von Tarifverträgen sowie Voll- und Teilzeitarbeit. Den Ergebnissen zufolge haben z.B. fast die Hälfte (48,7 Prozent) der Krankenschwestern und -pfleger einen Teilzeitjob oder eine geringfügige Beschäftigung. Bei den Altenpflegern sogar 67,7 Prozent. Weil die Belastungen im Arbeitsalltag zunehmen, sei eine längere Lebensarbeitszeit meist keine realistische Option, heißt es. Viele Arbeitnehmer äußerten zudem Zweifel, ob sie überhaupt bis zum regulären Rentenalter im Job bleiben könnten.

Die Kombination von rentenrechtlich wenig ergiebiger Beschäftigung mit Phasen der Erziehungs- und Pflegearbeit – die nach wie vor häufiger von Frauen übernommen werden – führt dazu, dass insbesondere Frauen Probleme haben, eine eigenständige Alterssicherung aufzubauen. Das deutsche System der Alterssicherung ist nach wie vor an eine gelungene Erwerbskarriere und gute Arbeit gekoppelt – Unterbrechungen der Erwerbsarbeit, längere Phasen der Arbeitslosigkeit, aber auch Kindererziehungs-

zeiten können empfindliche Auswirkungen aufs Alterseinkommen haben.

Wie unterschiedlich die betriebliche Altersabsicherung in den Berufszweigen aussieht, zeigt eine aktuelle Auswertung nach Wirtschaftszweigen des Statistischen Bundesamts. Demnach haben die Beschäftigten in Deutschland 2012 durchschnittlich 362 Euro in ihre eigene betriebliche Altersvorsorge gesteckt, was 0,9 Prozent der Bruttojahresverdienste entsprach. Auf dem Niveau liegen mit 390 Euro Gesamtdurchschnitt auch Beschäftigte des Gesundheitswesens (von Kliniken, Rehazentren, Arzt- und Psychotherapeutenpraxen bis zu Krankenpflege und -gymnastik). In der Gruppe Sozialwesen und Heime (von Altenpflege über Wohngruppen bis zu ambulanten sozialen Diensten etc.) sind es nur noch 164 bzw. 173 Euro.

Zum Vergleich: Die „Spitzenvorsorger“ kommen aus dem Bereich Finanz- und Versicherungsdienstleistungen. Hier investierten Beschäftigte im Schnitt 1115 Euro (1,8 Prozent des Jahresverdienstes). Die niedrigsten Umwandlungsbeträge wurden in der Leiharbeitsbranche mit 36 Euro, gefolgt von der Gastronomie mit 59 Euro festgestellt.



Auch Clowns machen bei der Parade mit. Foto: (c) Michael Hagedorn

Mit Konfetti in den Frühling

■ Bunte Demenz-Solidaritätsaktion

Der Frühling kommt! Und in Hamburg geht's gleich zu Beginn, am Sonnabend, 21. März, besonders bunt und munter los: Die gemeinnützige Initiative KONFETTI IM KOPF lädt ein zur „weltweit ersten Parade“ für und mit Demenz-Kranken. Ziel: kreativ Flagge für einen vorurteilsfreien Umgang zeigen. Los geht es um 11 Uhr ab Hachmannplatz quer durch die City gen Rathaus. Mit dabei: Konfetti-Botschafterin Bettina Tietjen. Schirmherr ist Bürgermeister

Olaf Scholz. Erwartet werden „mindestens 500 Teilnehmer“, Oldtimer, historische Motorräder, „Musik-Acts“ und Clowns ... Die Parade geht nahtlos über in das zweitägige, laut Veranstalter ebenfalls „weltweit erste“ KONFETTI-Barcamp. So nennt sich die kostenfreie und interaktive Tagung mit Kurzvorträgen und viel Diskussion und Publikumsbeteiligung, die in drei Zirkuszelten auf dem Platz bei der Hauptkirche St. Petri stattfindet. Weitere Infos unter www.konfetti-im-kopf.de.

Hoher Anteil an Kassenpatienten sichert Kliniken Steuerbefreiung

■ Keine Umsatzsteuer – Bundesfinanzhof gab psychiatrischer Privatklinik Recht

MÜNCHEN (rd). Viele Privatkliniken in Deutschland können nach einem Urteil des Bundesfinanzhofs mit einer deutlichen finanziellen Entlastung rechnen. Denn: Privatkliniken mit einem hohen Anteil gesetzlich versicherter Patienten dürfen steuerlich nicht schlechter gestellt werden als öffentliche Kliniken.

Wie das oberste deutsche Steuergericht in München entschied, können diese privaten Krankenhäuser bei den

Behandlungskosten der Patienten genauso von der Umsatzsteuer befreit werden wie öffentliche Kliniken. Bislang sind die Leistungen der Privatkliniken nur dann steuerfrei, wenn sie einen Versorgungsvertrag mit den gesetzlichen Krankenkassen haben, in den Krankenhausplan des Landes aufgenommen sind oder es sich um eine Hochschulklinik handelt. Ansonsten müssen sie den allgemeinen Satz von 19 Prozent Umsatzsteuer zahlen.

Voraussetzung für die Steuerbefreiung ist dem Urteil zufolge aber, dass die Klinik in einem nennenswerten Umfang auch gesetzlich versicherte Patienten behandelt. In dem Fall, über den der BFH zu entscheiden hatte, lag der Anteil bei mehr als 35 Prozent. Klägerin war eine Klinik für Psychotherapie, die Patienten mit Angstzuständen, Essstörungen, Depressionen, Angsterkrankungen, posttraumatischen Belastungsstörungen sowie

Sucht und Zwang behandelt. Das Gericht stellte fest, dass die Klinik ihre Leistungen in sozialer Hinsicht unter vergleichbaren Bedingungen wie Krankenhäuser in öffentlich-rechtlicher Trägerschaft erbracht habe. Die Ausstattung des Krankenhauses entspreche der der Regelausstattung eines „Plankrankenhauses“. Das ausschließliche Vorhandensein von Einbettzimmern sei durch die Fachrichtung (Psychiatrie/Psychotherapie und Psy-

chosomatik) bedingt, heißt es in der Entscheidungsbegründung. Im Streitjahr seien zu 35 Prozent auch gesetzlich Versicherte in der Klinik behandelt worden – ohne dass Unterschiede zur Behandlung von Privatpatienten bestanden hätten. Nach den Feststellungen des Finanzgerichts „behandelte die Klägerin Kassen- und Privatpatienten sogar einheitlicher als die nach § 108 SGB V zugelassenen Krankenhäuser“.

Depression: TV-Doku-Reise um die Welt

STRASSBURG (rd). „Depression – Eine Krankheit erobert die Welt“ – unter diesem Titel nimmt Arte tv seine Zuschauer am Dienstag, 24. März, von 22 bis 23.25 Uhr mit auf eine Reise um die Welt, um die Hintergründe der scheinbar epidemieartigen Ausbreitung der psychischen Erkrankung auszuleuchten, an der laut WHO weltweit circa 350 Millionen Menschen leiden. Die Dokumentation führt nach Japan und Griechenland, Frankreich, Deutschland, in die USA und die Schweiz. Befragt werden Ärzte, Philosophen, Soziologen, Anthropologen und Sozialarbeiter, zu sehen sind auch z.B. Prof. Ulrich Hegerl und DSM-5-Kritiker Allen Frances. Der Film hinterfragt die Zahlen und geht auf die Suche nach den kollektiven Ursachen der Verzweiflung. Dabei wirft er einen kritischen Blick „auf die Kehrseite der modernen Welt und ihrer Anforderungen, auf die Risiken, die eine rein medizinische Lesart persönlicher und kollektiver Krisen birgt, und auf die Gefahr, sämtliche Leiden der modernen Gesellschaft unter dem Begriff Depression zusammenzufassen“, heißt es in der Ankündigung.

„Kein Druck auf Arbeitsunfähige!“

Therapeuten fordern mehr Schutz

BERLIN (rd). Versicherte, die längere Zeit arbeitsunfähig sind und deshalb Krankengeld beziehen, sehen sich nicht selten von ihrer Krankenkasse unter Druck gesetzt. Mit Bezug auf entsprechende Berichte der Unabhängigen Patientenberatung Deutschland (UPD) fordert die Bundespsychotherapeutenkammer (BpTK) strengere Regeln darüber, welche Fragen Krankenkassen ihren Versicherten stellen dürfen. „Die Versicherten wissen häufig nicht, welche Rechte sie haben und was sie ihrer Krankenkasse mitteilen müssen und was nicht“, stellt BpTK-Präsident Prof. Dr. Rainer Richter fest. Sinnvoll sei, psychisch kranke Menschen über die ihnen zustehenden Leistungen zu informieren und ihnen dabei zu helfen, diese auch nutzen zu können. Aufgabe der Krankenkassen sei es dagegen nicht, in die Behandlung einzugreifen (z. B. durch Fragen zu Problemen am Arbeitsplatz, zu familiären Nöten und finanziellen Schwierigkeiten) oder kranken Versicherten zu raten, möglichst schnell an den Arbeitsplatz zurückzukehren. Habe eine Kasse Zweifel an der Arbeitsunfähigkeit, könne sie zur Klärung den Medizinischen Dienst der Krankenkassen (MDK) einschalten. Sie selbst dürfe dies jedoch nicht eigenständig unter dem Vorwand der Beratung überprüfen. „Hier muss der Gesetzgeber einen Riegel vorschieben“, fordert BpTK-Präsident Richter.

Nach der BpTK-Studie zur Arbeitsunfähigkeit 2015 ist die Zahl der psychisch bedingten Fehltag am Arbeitsplatz – die seit 2000 Jahr für Jahr zugenommen hat – 2013 zum ersten Mal nicht weiter gestiegen. Laut der Auswertung von Daten von fast 85 Prozent aller gesetzlich Krankenversicherten waren 13,4 Prozent aller betrieblichen Fehltag auf psychische Erkrankungen zurückzuführen – rund 70 Millionen Tage. Im Jahr 2012 waren es noch 13,7 Prozent.

Brief aus der Hauptstadt



Zentrum der Macht: der einst von Christo verpackte Reichstag.

Unter Einfluss

Mit meinem letzten Brief hatte ich mich ja zur Berlinale verabschiedet; inzwischen sind die vielen Eindrücke mental und journalistisch verarbeitet, und ich kaue noch ein wenig auf der Post-Berlinale-Depression herum. Ein guter Jahrgang, so lautete das Resümee der Fachpresse, dem ich nur zustimmen kann. Die Psychiatrie als Institution und Schlagwort machte sich erfreulich rar, trotzdem war das Sujet gut vertreten. Gleich mehrere Filme kreisten um die Sexualität von Menschen mit Behinderung, am spektakulärsten wohl in „Dora oder die sexuellen Neurosen unserer Eltern“ (Kinostart 21.5.2015).

Unter dem Einfluss eines obskuren Psychiaters stand einst der geniale Brian Wilson von den Beach Boys: Begutachtung möglich in dem Kinofilm „Love & Mercy“ ab 11. Juni. Schon ab 10. März sollte man in „Superwelt“ (Regie: Karl Markovics) eine Frau unter Einfluss bewundern. Ob eine spirituelle oder psychotische Erleuchtung dahinter steht möge jeder Leser und Zuschauer selbst entscheiden. Schon wegen der Hauptdarstellerin Ulrike Beipold lohnt sich der Kinobesuch – finde ich.

Unter dem allerbesten Einfluss stand im Februar die Tagung „Die subjektive Seite der Schizophrenie“, die sich aus Hamburg in die Berliner Charité verirrt hatte. Schwer zu entscheiden, was die Höhepunkte waren. Da hilft nur strikte Subjektivität und ich nenne die Vorträge von A. Wilfer und G. Schulz, die mich genauso aufwühlten wie vor zwanzig Jahren die ersten Beiträge Psychiatrie-Erfahrener auf dem Weltkongress in Hamburg. Ungewohnt und heilsam war auf jeden Fall die Zuversicht, die fast alle Beiträge prägte.

Das St.-Hedwigs-Krankenhaus und sein „Weddinger Modell“ kann ja nicht oft genug vorgestellt werden, und wird hoffentlich zum Vorbild, nicht nur für die Berliner Bezirke. Die zugehörige Soteria lud zu einem Workshop ein, bei dem sowohl Mitarbeiter als auch „Soteria-Erfahrene“ zu Themen wie Rauchen (nur im Hof), Neuroleptika (sparsam) und Atmosphäre (prima!) befragt werden durften. Viele Krankenhäuser der Republik sind bereits in Bewegung, das war an den Fragen der angereisten Teams unschwer zu erkennen. Ach, eigentlich gefiel mir alles, das lag

vielleicht auch an dem wunderbar blauen Himmel und der guten Verköstigung.

Was mir einen kulinarischen Übergang ermöglicht zur Verabschiedung unseres Landesbeauftragten für Psychiatrie am 27. Februar im Pinellodrom – gelegen in einem Haus in der Dominicusstraße, das dem Krankenhauskonzern Vivantes gehört und vom Verkauf bedroht war, wodurch 40 von Pinel betreute Bewohner ihre Heimat verloren hätten. Ich habe im

Oktober in meinem Brief den Lesern des „EPPENDORFER“ von einer Online-Petition berichtet. Pinel hat am 27. November 2014 den Kaufvertrag unterschrieben, das Haus ist also gerettet.

Gute Stimmung bei der feierlichen Verabschiedung: Senator Czaja hielt eine ausnehmend schöne und amüsante Rede und bekannte sich zum gemeinsamen Rauchen mit Heiner Beuscher (auf dem Hof). Da er noch nicht so sehr lange im Amt ist, durfte man grübeln, wer wohl die vielen Details aus der Laufbahn des Landesbeauftragten recherchiert und notiert oder gar die ganze Rede geschrieben hatte. Bravo. Mit einem Studententjob im Wahlamt Reinickendorf habe alles angefangen, erzählte Heiner Beuscher zum Abschluss, als auch die Patienten der Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik persönlich erfasst werden sollten. Ach ja, die kulinarische Überleitung hätte ich nun fast vergessen: Fingerfood vom Feinsten, salzig und süß, unter leicht asiatischem Einfluss. **Ilse Eichenbrenner**

(Gesammelte Filmberichte von Ilse Eichenbrenner unter: www.psychiatrie.de/bibliothek/aktuelle-kinofilme/)

Betrifft: Abs.:

Die Autorin arbeitete als Sozialarbeiterin im Sozialpsychiatrischen Dienst Berlin-Charlottenburg und ist seit Jahrzehnten der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie und ihrem Berliner Landesverband eng verbunden. Sie hat mehrere Bücher verfasst und ist Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Soziale Psychiatrie“.

IMPRESSUM

Verlagsanschrift:

Vitanas GmbH & Co. KGaA
Vitanas Sozialpsychiatrisches
Centrum Koog-Haus
Eppendorfer
Koogstraße 32
25541 Brunsbüttel
Telefon: (04852) 96 50-0
Telefax: (04852) 96 50-65
E-Mail: koog-haus@vitanas.de

Herausgeber:

Matthias Roller
Vitanas Gruppe
Michael Dieckmann
AMEOS Gruppe (Vi.S.d.P.)
Internet: www.eppendorfer.de
www.kooghaus.de
www.vitanas.de
www.ameos.eu

Redaktionsleitung, Organisation,

Gestaltung und Produktion:
Anke Hinrichs (hin)
Redaktionsbüro NORDWORT
Große Brunnenstr. 137
22763 Hamburg
Tel.: 040 / 41358524
Fax: 040 / 41358528
E-Mail: ahhinrichs@aol.com

Mitarbeiter dieser Ausgabe:

Sönke Dwenger, Ilse Eichenbrenner,
Michael Freitag (frg), Gesa Lampe,
Esther Geißlinger (est), Michael
Göttsche (gö), Dr. Verena Liebers,
Heidi Niemann (pid), Dr. Heidrun
Riehl-Halen (hrh), Petra Zieler (zie),
(rd) steht für Redaktion, Agentur: epd

Fachbeirat:

Dr. Klaus Behrendt (Sucht)
Dr. Charlotte Köttgen
(Kinder- und Jugendpsychiatrie)
Dr. Claus Wächter
(Gerontopsychiatrie)

Druck: Beig-Verlag, Pinneberg

Es gilt die Anzeigenpreisliste 2012.
Der Eppendorfer erscheint zehnmal
im Jahr und kostet jährlich 39,50 Euro.
Für unverlangt eingesandte
Manuskripte und Fotos wird
keine Gewähr übernommen.

Männer und Frauen sind gleichbe-
rechtigt – aber Texte müssen auch
lesbar sein. Wegen der besseren Les-
barkeit hat sich die Redaktion ent-
schieden, auf die zusätzliche Nutzung
der weiblichen Form zu verzichten.

In aller Kürze

Zwang: S3 Leitlinie fertig

71 Empfehlungen und Statements enthält die neue S 3 Leitlinie für die Behandlung von Zwangsstörungen, an deren Symptomen in Deutschland jedes Jahr schätzungsweise 2,3 Millionen Menschen leiden. In der Behandlung würden Medikamente eine untergeordnete Rolle spielen, „im Vordergrund stehen psychotherapeutische Interventionen“, stellt der Mitherausgeber des 192 Seiten-Werks, DGPPN-Vorstandsmitglied Professor Fritz Hohagen aus Lübeck, fest. Insgesamt waren 27 Fachorganisationen inklusive Vertreter von Angehörigen und Betroffenen an dem Großprojekt beteiligt, dessen gedruckte Fassung unter www.dgppn.de herunterladbar ist (s. Publikationen, Leitlinien, F4).

Cannabis: 382 Mal legal

In Deutschland können derzeit 382 Patienten Cannabis legal als Schmerzmittel einsetzen. Das teilte das Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte mit. Seit 2005 hätten insgesamt 698 Patienten eine Ausnahmegenehmigung beantragt, 424 mit Erfolg. 42 der Patienten seien aber inzwischen verstorben, so das Bundesinstitut.

Weitere Ermittlungen

Das Grauen geht weiter: Gegen den wegen zweifachen Mordes, zweifachen Mordversuchs und gefährlicher Körperverletzung zu lebenslanger Haft verurteilten Krankenpfleger Niels H. aus Delmenhorst wird weiter ermittelt. Der laut psychiatrischem Gutachten voll schuldfähige 38-Jährige hat zugegeben,

zahlreichen Patienten eine Überdosis eines Herzmittels gespritzt zu haben mit dem Ziel, sie in Lebensgefahr zu bringen, um sie dann zu reanimieren. Insgesamt hat er 90 Taten zugegeben, bis zu 30 Opfer sollen gestorben sein. Da die meisten Fälle erst während der Verhandlung bekannt wurden, spielten sie für das Urteil keine Rolle. Eine Sonderkommission „Kardio“ untersucht derzeit über 170 weitere Verdachtsfälle, u.a. sind diverse Exhumierungen geplant.

Weniger fixiert

In Hamburg sind in den vergangenen zwei Jahren 130 Altenpflegekräfte speziell dafür ausgebildet worden, richterlich angeordnete Fixierungen von Pflegebedürftigen durch Gurte oder Bettgitter zu vermeiden. Laut Gesundheitsministerin Cornelia Prüfer-Storcks (SPD) zeigt das Projekt des Vereins „Leben mit Behinderung“ erste Erfolge. So sei die Zahl der richterlich genehmigten Zwangsmaßnahmen von 756 im Jahr 2012 auf 493 im 2014 zurückgegangen. Zum Schutz vor Stürzen werden beispielsweise Niedrigflurbetten oder eine spezielle Schutzkleidung eingesetzt.

Von der Charité an die Elbe

Diplom-Kaufmann Matthias Scheller (50), Vorstand und Direktor des Charité-Klinikums Berlin, ist zum neuen Vorstandsvorsitzenden des Hamburger Albertinen-Diakoniewerks berufen worden. Scheller tritt damit im September die Nachfolge von Fokko ter Haseborg (64) an, der seit 1996 im Amt ist und im Laufe des Jahres in den Ruhestand verabschiedet wird. **(hin)**

AUS DEM INHALT

BETREUUNG
Richter kritisiert fehlende
Ausbildung von Betreuern S. 5

SCHLESWIG-HOLSTEIN
Zwei Kliniken und zwei
Träger unter einem Dach S. 8

HAMBURG
Ambulante Sozialpsychiatrie:
eine durchwachsene Bilanz S. 9

BREMEN
Bettenabbau in Bremen-Ost
sorgt für Kontroverse S. 10

KULTUR
Carus, Keil und „Die Kunst
krank zu sein“ S. 11

NIEDERSACHSEN
Mit Vereinbarungen gegen
Zwang und Traumatisierung S. 12

DEMENZ
Gönüllü – ein türkischsprachiger
Besuchsdienst S.15

BÜCHER
Behandlung
mit System S. 17

Der andere Fallada

Zwischen Schaffenskraft und Krisen: Psychiater wertete die Krankenakten des süchtigen Autors aus

Was für ein Leben: „In der Lebensspanne von 53 Jahren befand sich Hans Fallada vier Mal im Gefängnis, drei Mal in psychiatrischen Kliniken mit unterschiedlicher Dauer, 23 Mal in Heilstätten für Nerven- und Gemütskranke, in Sanatorien – und schrieb fast 30 Bücher“, so Klaus Jürgen Neumärker. Der Psychiater hat eine umfassende und differenzierte Krankengeschichte von Hans Fallada alias Rudolf Ditzzen verfasst, der oft als Trinker bzw. Morphinabhängiger geschildert wurde, den Depressionen und Nervenzusammenbrüche quälten. Neumärker wertete nun nicht nur Bücher, Archivalien und Briefe aus, sondern sichtete erstmals die Krankenakten des West-Sanatoriums und der Charité Berlin sowie der Kuranstalten Berlin-Westend. So ist ein Bild des anderen Fallada entstanden, der krank und süchtig war – und in den Phasen dazwischen extrem leistungsfähig.

Fallada hat mit seinen zahlreichen Werken, allen voran mit „Kleiner Mann was nun?“, schon zu Lebzeiten Weltruhm erreicht. In nur 53 Jahren schrieb er 30 Romane, die später vielfach auch als Theaterstücke inszeniert wurden. Das Leben von Fallada, der mit bürgerlichem Namen Rudolf Ditzzen hieß, war von seinem Schaffensdrang geprägt, aber auch von seinen Leiden. Seine Krankheitsphasen waren der Ansatzpunkt für die Recherchen von Prof. Klaus Neumärker, langjähriger Arzt und später Direktor der psychiatrischen Abteilung der Berliner Charité. Während der Arbeit an dieser traditionsreichen Klinik entwickelte Neumärker schon als junger Assistenzarzt ein Gespür dafür, dass Patientenakten ein großer Schatz sind, die zahlreiche interessante Informationen enthalten. Falladas Akte war deshalb bald mit einem Vermerk vor der Vernichtung sichergestellt, auch über die 20-jährige Aufbewahrungspflicht hinaus.

Neumärker recherchierte zusätzlich in Archiven und las alle Biografien über den bekannten Autor. Dabei fielen ihm vor allem aus medizinischer Sicht Unstimmigkeiten auf. Jenseits der Fakten nutzt jeder Biograph einen gewissen Spielraum für Vermutungen und persönliche Einschätzungen. Die portraitierte Person wird aus Sicht des Biographen lebendig und damit auch ein Stück weit von der Sicht des Autors geformt. Fallada wurde dabei mitunter in erster Linie als Trinker geschildert, der im manischen Wahn seine Bücher schrieb. Diese Betrachtung ist aber nicht korrekt und sehr undifferenziert, wie Neumärker belegte. Nach seiner Emeritierung 2006 widmete sich der Psychiatrieprofessor deshalb gewissenhaft dem Mammutprojekt Fallada. Dabei war es nicht in erster Linie Neumärkers Ziel,

eine weitere Biografie über den begabten Erzähler zu schreiben. Vielmehr wollte der Psychiater die aus Krankenakten ersichtlichen Wahrheiten ans Licht bringen.

Akribisch wertete er Rudolf Ditzzens Patientendaten aus und wendete gegenüber dem Verstorbenen die gleiche Vorgehensweise an, wie er es von seinen Visiten am lebenden Patienten gewohnt war: genaue Beobachtung und exakte Dokumentation, ohne zu bewerten. Puzzlestück für Puzzlestück setzte er Krankenblätter, Gutachten, Briefe und Tagebuchaufzeichnungen aneinander.

Mit fachmännischer Expertise analysierte er das Ärztevokabular aus jener Zeit, fügte historische Kenntnisse der Medizin ein und erläuterte die Diagnosen aus moderner Sicht. Dass Fallada diverse Suchtprobleme hatte, wird auch in Neumärkers Kompendium belegt. Aber die Zusammenhänge lesen sich teilweise doch sehr anders als bei anderen Biographen.

Seit frühester Jugend heftige Nikotinabhängigkeit

Im Vordergrund sieht Neumärker die schon seit frühester Jugend bestehende heftige Nikotinabhängigkeit. Wiewohl Ditzzen auf kaum einem Foto ohne Zigarette zu sehen ist, hat dieser Suchtaspekt in der Literatur über Fallada eher wenig Erwähnung gefunden. Vielleicht, weil sich das beliebte Bild von Genie und Wahnsinn mit Tabak nicht so gut inszenieren lässt wie mit Schnaps und Drogen. Dass die durch Alkohol oder Morphin hervorgerufenen Rauschzustände produktiv waren, widerlegt Neumärker anhand seiner akkuraten Analyse der Akten und Tagebucheinträge. Vielmehr waren die Nervenzusammenbrüche, Depressionen



Schwer nikotinabhängig: Rudolf Ditzzen wurde 1893 in Greifswald geboren und starb 1947 in Berlin. Rudolf Ditzzen 1934 © Hans-Fallada-Archiv, Carwitz

oder Alkoholexzesse stets ein Einbruch in das von Schaffenskraft überschäumende Leben des berühmten Schriftstellers. Neumärker reduziert Fallada nicht auf seine Krankheiten sondern zeigt, dass der Schriftsteller in erster Linie ein kreativer und kluger Kopf war, der seine Romane in kurzer Zeit zu schreiben pflegte. Mittlerweile ist schon vielfach belegt worden, dass ein akuter psychiatrischer Krankheitsschub nie kreativ ist sondern voller Leid, Schmerz und seelischer Verarmung. Natürlich können Menschen zwischen diesen Einbrüchen aber schöpferisch und leistungsfähig sein. Jemand, der sich beide Beine gebrochen hat, kann schließlich im Regelfall auch wieder laufen, nachdem die Knochen verheilt sind.

Insgesamt zeichnet Neumärker ein differenziertes Bild von Falladas Leben, das von viel Leid geprägt war. Von seinen vier Kindern starben zwei sehr früh, und als Schriftsteller war er trotz oder wegen seiner Berühmtheit auch vielen Anfeindungen ausgesetzt. In Carwitz, wo jetzt das Fallada-Museum noch an den Künstler erinnert, ließen die Dorfbewohner ihn deutlich spüren, dass der Künstler nicht wirklich zu ihnen gehörte. Weitere Wunden riss der Nationalsozialismus. Dieses Kapitel hat der Autor Neumärker allerdings nicht detailliert aufgeblättert, weil es über den Schwerpunkt der Krankheitsanalyse hinausgegangen wäre.

Auch so hat das Buch mit über 400 Seiten schon eine beachtliche Länge erreicht, die als schnelle Feierabendlektüre sicher nicht geeignet ist. Dafür hat Neumärker ein Stück Psychiatriegeschichte geschrieben.

Eindrucksvoll belegt der Psychiater, wie sich Behandlungsformen und Bezeichnungen über die Jahre geändert haben und dass ein um 1900 gebrauchtes Wort wie „Psychopath“ nicht unreflektiert in das aktuelle Jahrhundert übertragen werden darf. Vor allem aber macht der erfahrene Arzt deutlich, dass die psychiatrische Kunst, eine Persönlichkeit in ihrem Sosein zu erfassen und wertzuschätzen, über alle Jahre das höchste Gut der Medizin geblieben ist. Als der junge Fallada nach einem geplanten Doppelsuizid zum

Thema des Buchs. Wichtig ist Neumärker vielmehr, dass auf der Basis einer solchen Persönlichkeit und im Zusammenwirken mit den mitunter schwierigen Lebensumständen viele Entwicklungen einer gewissen Logik folgen.

Fallada war dabei keinesfalls ein ausschließlich von Rausch und Sucht getriebener Abhängiger. Er konnte sich selbst und seine labile Psyche meist gut einschätzen, weshalb er sich stets freiwillig in Behandlung begab und konsequent darauf hinwirkte, bald wieder arbeitsfähig zu sein. Mit dem Ziel, schnell wieder arbeitsfähig zu sein, verlor er aber auch eine tiefgreifende Behandlung seiner Persönlichkeit aus dem Blick oder ging ihr sogar bewusst aus dem Weg. Ärzte verabreichten ihm Beruhigungs- und Schlafmittel, um seine vordergründigen Unruhezustände zu bändigen, ohne dass es zu einer langfristigen therapeutischen Behandlung gekommen wäre. Stattdessen müssen die Ärzte immer wieder über Medikamente entscheiden, ohne über das Ausmaß des Drogenkonsums ihres Patienten vollständig informiert zu sein. Fallada und auch seine zweite Frau hatten offensichtlich jenseits der Heilanstalten diverse Quellen, über die sie u.a. an Morphin gelangten. Die Kontakte zu Ärzten und Apothekern müssen dabei ebenso hilfreich gewesen sein wie der zum Teil gute Verdienst des Schriftstellers.

Neumärkers Bereitschaft, sich mit dem Patienten Fallada gewissenhaft auseinander zu setzen, hat Vorbildcharakter. Der Arzt und vor allem der Psychiater hat die Pflicht, Leiden zu lindern. Dafür muss er als erstes den Patienten in seiner Individualität erfassen. Ärzte sind keine Juristen, die Fehlverhalten beurteilen oder ahnden. Ärztliche Gutachten sind aber ein machtvoller Faktor, der Wohl und Wehe eines Lebenswegs entscheidend prägen kann. So wurde dem jungen Rudolf Ditzzen unterstellt, es wäre eine manische Idee, Schriftsteller werden zu wollen, und es galt als Teil der Gesundheit, dass er eine Ausbildung zum Landwirt akzeptierte. Zum Glück für alle Leser ist Fallada nicht bei der landwirtschaftlichen Tätigkeit geblieben.

Klaus Neumärker macht vor, wie es gelingen kann, die schillernde Persönlichkeit eines Menschen zu erkennen und seine persönlichen Qualen auch im Kontext der jeweiligen Rahmenbedingungen zu verstehen, ohne das Verhalten zu be- oder verurteilen.

Verena Liebers

Klaus-Jürgen Neumärker: „Der andere Fallada. Eine Chronik des Leidens“, 416 Seiten, 84 Abbildungen, 26,95 Euro, Steffen-Verlag, Berlin: 2014, ISBN 978-3-941683-49-5



Heutige Diagnose Persönlichkeitsstörung?

Neumärker zeigt, dass Fallada nach heutigem Verständnis wohl am ehesten eine Persönlichkeitsstörung attestiert werden würde. Wie sich diese charakteristische Struktur entwickelt hat, ist nicht

Von Krise zu Krise

Rudolf Ditzzen wird 1893 in Greifswald in gutbürgerlichen Verhältnissen als Sohn eines Landrichters geboren. Mit seinem Freund Hanns Dietrich von Necker beschließt er im Oktober 1911, einen als Duell getarnten Doppelsuizid zu begehen. Dabei stirbt von Necker, Ditzzen überlebt schwer verletzt, wird wegen Totschlags angeklagt und in die psychiatrische Klinik in Tannenfeld eingewiesen. Wegen Schuldenunfähigkeit wird die Anklage fallengelassen. Ditzzen verlässt das Gymnasium ohne Abschluss.

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs meldet er sich als Kriegsfreiwilliger, wird jedoch als „dauernd untauglich“ abgewiesen. Die Zeit von 1917 bis 1919 verbringt er aufgrund seiner Alkohol- und Morphinsucht vorwiegend in Entzugsanstalten und Privatsanatorien. In diese Zeit fallen erste, nicht von Erfolg gekrönte schriftstellerische Versuche. Er absolviert aber auch eine landwirtschaftliche Lehre und hält sich finanziell mit Gelegenheitsjobs über Wasser. Haftstrafen wegen Beschäftigungskriminalität (Betrug und Unterschlagung) fallen auch in diese Zeit. 1929 heiratet er Anna Issel, die er in Hamburg-Eilbek kennengelernt hat und mit der er vier Kinder zeugt. Zunächst aber zieht Ditzzen allein nach Neumünster, wo er als Lokalreporter arbeitet. Anfang der 30er Jahre zieht die Familie auf Anraten Ernst Rowohlt in die Nähe Berlins. Rowohlt verschafft Fallada eine Halbtagsstelle im Verlag. 1932 kommt der Durchbruch: „Kleiner Mann – was nun?“ wird ein Bestseller und macht den Autor weltbekannt. 1933 Umzug ins mecklenburgische, wo Fallada während des Nationalsozialismus zurückgezogen lebt und wo weitere Romane entstehen, darunter „Wer einmal aus dem Blechnapf frisst“. Die erste Ehe wird im Juli 1944 geschieden. Weil Ditzzen im Streit mit der Geschiedenen in einen Tisch schießt, kommt er in den Maßregelvollzug, wo „Der Trinker“ entsteht. Monate später, nach der Entlassung, heiratet er die ebenfalls morphinsüchtige 30 Jahre jüngere Ursula Losch. 1946 wird er wegen Alkoholkrankheit und Morphinismus in die Charité eingewiesen. Im Herbst des gleichen Jahres schreibt er innerhalb von nur vier Wochen auf Basis echter Prozessakten das aus mehr als 800 Typoskriptseiten bestehende Buch „Jeder stirbt für sich allein“ über ein Berliner Ehepaar, das auf Postkarten zum Widerstand gegen das NS-Regime aufrief und letztlich hingerichtet wurde. Fallada selbst stirbt am 5. Februar 1947, nur wenige Wochen nach der Fertigstellung des Buchs und völlig geschwächt, an Herzversagen. (hin, Quelle: Wikipedia)



Vater und Sohn im Urlaub, im Jahr 1932 in Kölpinsee an der Ostsee © Hans-Fallada-Archiv, Carwitz